

# Die Zeitungs Welt

Nr. 47

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

„Ach nein!“ antwortet die Frau Kantor. „Er ist ganz munter. Aber morgen ist ja Reichstagswahl, und da hat er sich heute schon in aller Frühe auf den Weg nach den anderen Wahlbüchern gemacht, um alle Häuser mit Flugblättern und Stimmzetteln zu belegen, und um die Leute nochmals anzufeuern. Wir wollen deshalb auch unser Fest erst morgen Abend feiern.“

Mit großer Spannung erwartet Dora am anderen Tage das Resultat der Wahl. Auch die Frau Oberförster ist aufgeregt. Als der Oberförster, der vom Gemeindevorsteher mit in den Wahlvorstand berufen worden war, sich entfernt hat, und sie mit der Freundin und Dora allein ist, wettet sie los: „Heute haben die Herren Männer wieder einmal ihren großen Tag! Auch der Herr Meiste kann seine Stimme mit in die Wagschale werfen. Und wir Frauen? Null und Nichts sind wir! Eine größere Ungerechtigkeit kann man sich gar nicht vorstellen!“

„Das ist wirklich wahr!“ pflichtet Frau Moack bei. Auch Dora nickt ihrer Pate zu, die mit zornrotem Gesicht fortfährt: „Und die Männer halten es noch obendrein für selbstverständlich, daß wir in alle Ewigkeit weiter rechtlos bleiben. Auch die, die sonst für Fortschritt sind, machen sofort ein bedenkliches Gesicht, wenn man von ihnen verlangt, sie sollen auch für die Gewährung von Rechten für die Frauen eintreten. Bis jetzt habe ich nur einen Mann kennen gelernt, der rückhaltlos, wie alle Sozialisten, die Rechte der Frauen anerkennt. Das ist Herr Berg. Weil die Männer der Ordnungspartei gar so bornierte Philister sind, wünschte ich schon, daß sie heute von den Sozialisten tüchtige Prügel bekämen.“ Am Abend ist die Frau Oberförster doch über-

rajcht, als sie hört, in welchem Maße ihr Wunsch zunächst in Tannengrün selbst in Erfüllung gegangen ist. Die Auszählung der Stimmen und die Feststellung des Resultats durch den Wahlvorstand nimmt nicht viel Zeit in

Anspruch. Schon kurz nach Sieben kehrt der Oberförster heim und bringt die Nachricht mit: „Ganze sieben Stimmen sind für den Kandidaten der Ordnungspartei abgegeben worden; alle anderen Stimmen fielen auf den Kandidaten der Sozialisten. So etwas ist in Tannengrün noch nicht dagewesen.“

Auch die Nachrichten, die das Amtsblatt der Stadt am anderen Tage über den Wahlausfall im Reiche bringt, lassen allgemein ein starkes Aufschwellen der sozialistischen Stimmen erkennen. Nur für den Wahlkreis, zu dem Tannengrün gehört, bleibt das Resultat lange zweifelhaft.

Den einen Tag meldet das Amtsblatt triumphierend, daß die Sache der Ordnung gesiegt habe, um am anderen Tage kleinlaut zu berichten, es habe den Anschein, als ob doch der Kandidat der Roten durchgekommen sei. Diesen immer erneuten sich widersprechenden Nachrichten macht erst die Verkündung des amtlichen Wahlergebnisses ein Ende. Der Sozialdemokrat wurde mit über zweihundert Stimmen Mehrheit als gewählt proklamiert.

Dora erwartete an diesem Tage freudige Gesichter im Kantorhause. Zu ihrer Ueberraschung kommt ihr, als sie mit der Frau Oberförster gegen Abend den Hofraum betritt, die Frau Kantor mit verweintem Antlitz entgegen.

Auf die teilnehmende Frage der Frau Oberförster, was Schlimmes passiert sei, antwortet die Frau Kantor: „Heute vormittag war der Termin gegen meinen Sohn und da ist er zu drei Monaten Gefängnis und in die Kosten verurteilt worden. Er selbst lacht ja nur darüber, aber mir tut es doch in der Seele weh, daß er für die schöne Rede, die er gehalten



R. de Witt: An der Bahre.

hat, und zu der ich ihn erst bestimmt habe, nun ein Vierteljahr ins Gefängnis gehen soll."

Die Frau Oberförster ist von diesem Ausgang des Prozesses sehr betreten, und Dora vermag die Sache überhaupt nicht zu fassen. Am anderen Morgen hat die Frau Oberförster eine kleine Abhaltung und Dora geht deshalb allein mit der Milchkanne nach dem Kantorbau. Dort trifft sie Selmut, und sofort bestürmt sie ihn mit Fragen über den Prozeß. Es müßte bei diesem doch ein ungeheures Mißverständnis obgewaltet haben, meint sie.

"Nein, Fräulein Noack," antwortet Selmut lächelnd, "der Gerichtshof war sich über die ganze Anklage sehr klar, und er hat mich offenbar mit großem Vergnügen verurteilt."

"Was in aller Welt sollen Sie denn begangen haben?"

"Drei Defizite wurden als erwiesen angesehen."

"Gleich drei?"

"Ja! Zunächst soll ich durch mein Verhalten eine gottesdienstliche Handlung gestört und öffentliches Mergernis erregt haben."

"Das ist aber doch nicht wahr!" ruft Dora empört.

"Hier Frauen, die der Herr Pastor als Zeugen gestellt hat, haben aber berichtet, daß mein Auftreten sie in ihren religiösen Empfindungen auf das schwerste verletzt habe. — Dann soll ich zweitens den Herrn Pastor tödlich beleidigt haben."

"Das ist ja direkt gelogen!" ruft Dora noch erregter.

"Der Herr Pastor hat aber bei dieser Sache selbst geschworen, daß ich ihn vom Grabe fortgestoßen, und damit das Signal zu einer allgemeinen Schusserei gegeben habe, durch die er bis außerhalb des Kreises der Leidtragenden gestoßen wurde. — Endlich soll ich noch unbefugt eine unangemeldete Versammlung unter freiem Himmel abgehalten und mich auch dadurch strafbar gemacht haben."

"Eine Versammlung?" fragt Dora ganz erstaunt. "Es war ja ein Leichenbegängnis."

"Schon recht! Das Gericht hat aber angenommen, daß durch mein Auftreten die Zusammenkunft der Leute am Grabe ihren Charakter als Leichenbegängnis verloren und dafür den Charakter einer öffentlichen Versammlung unter freiem Himmel angenommen habe."

"Das Urteil ist himmelschreiend ungerecht!"

"Es ist eines unter vielen. Daß ich nicht ohne Strafe davonkommen würde, war ja von vornherein sicher. Sie würde wahrscheinlich etwas glimpflicher ausgefallen sein, wenn nicht inzwischen Reichstagswahl gewesen wäre."

Dora sieht Selmut betroffen an. Eine solche Gedankerverbindung war ihr noch nicht gekommen. Zögernd sagt sie: "Sie meinen, daß das Resultat der Wahl auf das Urteil eingewirkt hat? Die Richter sollen aber doch nur nach Recht und Gerechtigkeit urteilen!"

"Sollen! Fräulein Noack. Die Richter sind aber auch nur Menschen. Sie gehören einer bestimmten Klasse an, und werden von den Gedanken, Anschauungen und Empfindungen dieser ihrer Klasse beeinflusst und geleitet."

"Dann würde ja die Justiz nur bedeuten, daß der eine Parteimann sich die Richterrobe anzieht und in dieser an seinem politischen Gegner Rache nimmt."

"So ungefähr gestaltet sich die Sache in der Praxis. Nur, daß es die Richter nicht wahr haben wollen und daß es ihnen auch in den meisten Fällen nicht zum Bewußtsein kommt."

Dora überlegt einen Augenblick, dann sagt sie eifrig: "Sie müssen eben die Sache weiterverfolgen, an eine höhere Instanz appellieren; an Richter, denen Sie persönlich unbekannt sind. Ich, meine Mama, die Frau Oberförster und sicher auch viele Leute aus dem Orte, werden dort für Sie Zeugnis ablegen."

"Nein, Fräulein Noack, das werde ich nicht tun! Ich will vielmehr ganz zufrieden sein, wenn nicht vom öffentlichen Ankläger Vernichtung eingeleitet wird. Geschiedt es, komme ich vor die Preßmann-Kammer und von der erhalte ich dann ein halbes Jahr Gefängnis."

"Unmöglich!"

"Ganz sicher! Die Preßmann-Kammer ist für Leute, die politischer Vergehen bezichtigt werden, die reine Schreckens-Kammer. Ihr Vorsitzender, Preßmann, ist offenbar schon halb wahnsinnig. Aber die Urteile, die er mit seinem stolzigem Fabriziert, gefallen den herrschenden Gewalten und deshalb läßt man ihn im Amt, obgleich die Art, wie er die Verhandlungen führt, meist skandalös ist."

"Und all das Ungeheuerliche nehmen Sie so ruhig hin, als ob es ganz Selbstverständliches wäre?"

"Das macht die Gewohnheit, Fräulein Noack. Täglich werden Tausende von Urteilen gefällt, die allem Recht und jeder Gerechtigkeit ins Gesicht schlagen. Vor mir sind schon Tausende gleich schändlich verurteilt worden, und nach mir wird es weiteren Tausenden so gehen, bis der heutige Massenstaat als solcher aufhört, zu existieren. Ich darf mich dabei am geringsten beklagen, denn mir ist wenigstens, gleich nachdem ich meine Missetaten verübt hatte, herrlicher Lohn zu teil geworden."

"Lohn?" fragt Dora verwundert.

"Ja, Fräulein Dora!" antwortet Selmut mit warmem Ton in der Stimme. "Lohn, gespendet von zwei lieben Augen. Und wenn ich in Nummer Sicher sitze, werde ich immer die Empfindung haben, daß diese Augen auf mir ruhen, mich aus allen Winkeln meiner Zelle anblicken. Dann lache ich über die Eisenstäbe vor den Fenstern, wie ich über das Urteil gelacht habe."

Dora war schon bei den ersten Worten Selmuts, als er sie Fräulein Dora nannte, eine verätherische Blutwelle in das Gesicht gestiegen. Jetzt steht sie purpurnot vor ihm. Mit vibrierender Stimme fragt sie: "Und Sie müssen die Strafe wirklich über sich ergehen lassen, Herr . . . Selmut?"

"Unweigerlich!"

Da überkommt Dora nochmals der Born. Mit dem Fuße aufstampfend, ruft sie aus: "Das ist namenlos abscheulich! Die ganze Welt müßte sich dagegen empören!"

"Um, ja, Fräulein Dora! Passen Sie nur auf, wie der Welt die Sache dargestellt wird. Gestern Vormittag war die Verhandlung; der Richterplatter des Amtsblattes war zugegen. Am Nachmittag wird das Blatt gedruckt, am Abend herausgegeben. Heute erhalten wir diese Nummer, und in ihr ist gewiß bereits der Bericht über den Prozeß enthalten. Wie er aussieht, kann ich mir schon vorher denken."

"Davon muß ich mich sofort überzeugen," sagt Dora, drückt unter erneutem Erröten Selmut warm die Hand, und eilt flüchtigen Laufes nach Hause. Nachdem sie ihre Milchkanne in der Küche abgegeben, geht sie dem Briefträger, der jede Minute kommen mußte, entgegen. Schon unter den Birken trifft sie auf ihn. Er übergibt ihr die Zeitung und einen Brief an den Oberförster.

Sattig überfliegt Dora die Seiten. Wichtig, in der Beilage, unter "Gerichtszeitung", steht der Bericht. "Einer der Burschen aus dem roten Lager, die glauben, alles was unserem Volke heilig ist, mit Füßen treten zu können, erhielt heute seine verdiente Strafe", so beginnt der Bericht und in gleichem Tone geht er weiter. Als Dora ihn zu Ende gelesen hat, kocht sie förmlich vor Empörung. Am liebsten möchte sie die Zeitung in Fetzen zerreißen und mit den Füßen zerstampfen.

Jetzt begreift Dora erst ganz, was Selmut damals mit den gefärbten Gläsern gemeint hatte,

welche die Mehrzahl der Menschen hindern, die Dinge in ihrer wahren Gestalt zu sehen. Wer den Bericht las, mußte notwendig zu der Überzeugung kommen, daß der Angeklagte ein ganz ordinärer Mensch war, der eine unglaublich rohe Handlung begangen hatte.

Und noch etwas begreift Dora plötzlich, was ihr vordem an der Arbeiterbewegung so abstoßend erschienen war: die Verbitterung der Massen. Sie versteht jetzt diese Stimmung des armen Volkes nicht nur, sie selbst bäumt sich in heftigster Erbitterung auf gegen das abscheuliche Unrecht, das vor ihren Augen unter dem Namen des Rechts verübt worden war.

Nat vor Erregung kommt sie an dem Frühstückstisch, wo sie den vom Briefträger erhaltenen Brief dem Oberförster übergibt. Dieser öffnet ihn sofort, doch seine Lektüre muß auch nicht besonders angenehm sein, denn das Gesicht des Oberförsters wird immer verdrießlicher. Als er zu Ende gelesen hat, wirft er den Brief seiner Frau mit den Worten hin: "Da Alte, hast Du die Bescherung. Der Brief kommt aus Kotebach. Kannst ihn gleich laut vorlesen, denn seine Wirkung erstreckt sich auf unsere lieben Gäste."

Mit Ingrimmigem Gesicht steckt sich der Oberförster eine Zigarre an und legt sich in seinem Stuhl zurück, während die Frau Oberförster zu lesen beginnt:

"Lieber, alter Freund!

Wahrscheinlich wirst Du bereits aus den diversen von mir mitunterzeichneten Publikationen des ordnungsparteilichen Wahlausschusses ersehen haben, daß ich dem engeren Wahlkomitee der Ordnungspartei angehört habe. Nicht aus eigenem Antriebe, nur dem bekannten Zwange gehorchend. Ein Vierzehnjähriger auf einen vierzehnjährigen interessiert mich mehr als alle Reichstags- und Landtagswahlen, welche Tatsache Dir übrigens nicht fremd ist.

Zumertun vermag ich Dir heute eine Mitteilung zu machen, die mir nur durch meine Tätigkeit im Wahlkomitee bekannt geworden ist und Dir vielleicht von Nutzen sein kann.

Zunächst noch einige Vorbemerkungen: Als am Abend des Wahltages die Nachrichten über den Wahlausfall aus den einzelnen Orten unseres Kreises eingingen, haben keine so große Ueberraschung hervorgerufen, wie die Resultate aus den Walddörfern. In diesen war bisher stets so stramm königstreu und patriotisch gewählt worden, daß sie als sicherer Besitzstand der Ordnungspartei galten. Und nun war plötzlich ein totaler Umschwung eingetreten, über den man im Wahlkomitee einfach baff war. Welcher Teufel ist denn in die Walddörfer gefahren? hieß es allgemein. Als sich gar herausstellte, daß durch das Hin- und Herwechseln der Walddörfer in das Lager des Umsturzes uns der Kreis, den wir sonst noch mit knapper Mehrheit behauptet hätten, verloren gegangen, den Not in die Hände gefallen war, kannte die Mut unseres Bürgertums über den Streich, den die vertrackten Waldmenschen der Sache der Ordnung gespielt hatten, keine Grenzen mehr.

Einige Tage nach der Wahl hielten wir noch eine Sitzung ab, um darüber zu beratschlagen, ob vielleicht die Einlegung eines Wahlprotestes möglich sei. In dieser Sitzung erhielten wir auch durch einen an unseren Vorsitzenden gerichteten anonymen Brief Aufklärung über die Ursachen der Fahnenflucht der Walddörfer. Danach soll in Tannengrim ein Teufelskerl namens Berg stecken, der Tag und Nacht unterwegs gewesen ist und die Walddörfer gegen die Ordnungspartei aufgehetzt hat.

Na, ich dachte gleich: Gnade dir Gott, Bürschlein, wenn du etwa mal nach Kotebach als Angeklagter kommst. Unsere sämtlichen

Richter gehören, wie ich in Parenthese bemerken will, dem Wahlanschluß der Ordnungspartei an. Und kaum gedacht, so bereits geschehen. Heute schon hat ihn die Justiz bei den Ohren gehabt. Er soll sich sehr geschickt verteidigt haben, aber er wäre auch dann noch verloren gewesen, wenn er zehn Anwälte zur Seite gehabt hätte. Doch das nur nebenbei.

Den eigentlichen Anlaß zu meinem Schreiben bilden giftige Bemerkungen in dem anonymen Briefe, die sich speziell gegen Dich richten. Es heißt in dem Briefe, daß die Tätigkeit des Volksverbeters Berg mir deshalb eine so erfolgreiche gewesen sei, weil der Oberförster Hildebrand ihn mit seiner Autorität moralisch gedeckt habe. Die Tatsache, daß zwischen dem notorischen Umstürzler und dem Oberförster freundschaftliche Beziehungen beständen, der Oberförster mit seiner Kamille dem Berg Besuche abstatte, dieser wiederum im Forsthaus ein- und ausginge, habe in den Köpfen der einfachen Leute große Verwirrung angerichtet. Wenn eine Autoritätsperson, wie ein Oberförster, den Umsturz in der Person seines Trägers protegiere, dann kämpften die Gutgesinnten vergebens, und man dürfe sich über Resultate, wie sie die letzte Wahl in den Walddörfern gezeitigt habe, nicht wundern.

Der Brief war ziemlich flott geschrieben. Eine Anzahl orthographischer und stilistischer Fehler, die er enthielt, schienen mir absichtlich eingestreut zu sein.

Dein Alter, der Oberforstmeister, der ebenfalls dem engeren Komitee angehört, hat sich sofort die Angaben des Briefes notiert. Du kannst Dich also auf eine Untersuchung gefaßt machen, und magst Dich danach einrichten. Ich will Dich freundschaftlich gewarnt haben.

Empfehle mich bestens Deiner lieben Frau, und denke an mich, wenn Du Einladungen zur nächsten Treibjagd ergehen läßt. Mein Revier haben die Herren Stadträte so ausgehossen, daß kein Schwanz mehr zu sehen ist.

Herzliche Grüße von Hans zu Hans

Dein Heinz Schott, Stadtförster."

Die Frau Oberförster legt den Brief auf den Tisch, und der Oberförster meint: „Da werden wir also gut tun, unseren Verkehr mit Berg schlenmigst abzubrechen.“

„Wir werden uns doch nicht vorschreiben lassen, mit wem wir verkehren und nicht verkehren sollen,“ erwidert resolut Frau Hildebrand.

„Nein, das würden wir nicht, wenn wir unabhängige Leute wären, oder wenn wir die Pensionierung gerade recht käme. Aber ich will mich noch nicht pensionieren lassen und ich kann mich noch nicht pensionieren lassen, wie Du selbst am besten weißt. So lange Herr Berg seine sozialistischen Ansichten nur theoretisch vertrat, ging das keinen Menschen etwas an, zumal er zweifellos in vielen Dingen recht hat. Wenn er aber öffentlich für die Sozialdemokratie und gegen die Ordnungspartei agitiert, kann ich als königlicher Beamter keine Gemeinschaft mehr mit ihm haben. Diese Verpflichtung legt mir mein Amt auf.“

Die Frau Oberförster jentt den stopf. Sie denkt an die vielen Verbindlichkeiten, die noch für den Sohn zu erfüllen sind. Endlich sagt sie: „Nun ja, wenn es nicht anders ist, und wir durch diese schosle Angeberei gezwungen werden, unseren Verkehr mit Herrn Berg aufzugeben, dann wollen wir ihm wenigstens offen und ehrlich sagen, was uns dazu zwingt.“

„Das würde ich an Eurer Stelle auch tun,“ wirft Frau Noack ein.

„Wir können ja gar nicht anders handeln,“ fährt Frau Hildebrand fort, „denn wir sind

Herrn Berg wirklich zu vielem Dank verpflichtet. Er hat mir die elektrische Beleuchtung eingerichtet, den Strom geliefert, und so oft ich nachfragte, was wir schuldig sind, hat er lachend jede Bezahlung abgelehnt. Außerdem ist er in jeder anderen Beziehung ein Nachbar gewesen, wie man sich keinen besseren wünschen kann. Da würde es ihn mit Recht schwer verletzen, wenn wir uns plötzlich schroff zurückzögen und auf uns selbst würde dabei das schlechteste Licht fallen.“

„Dagegen ist nichts zu sagen,“ nickt nun auch der Oberförster. „Und da man unangenehme Dinge nie auf die lange Bank schieben, sondern schnellstens erledigen soll, schlage ich vor, daß wir sofort zu Herrn Berg gehen. Nach dem, was Schott schreibt, kann ich ohnehin jede Stunde auf eine Vorladung rechnen. Und da muß ich bei der Vernehmung mit gutem Gewissen sagen können, daß ich schon vor ihrem Eintreffen alle Beziehungen zu Berg abgebrochen hatte.“

Dora hat die ganze Zeit mit zusammengepreßten Lippen dagelesen. Ihr Gesicht spiegelt tiefen Unmut wider. Jetzt erhebt sie sich mit den anderen, nimmt den Arm ihrer Mutter und sagt mit großer Entschiedenheit im Ton: „Wir kümmern uns um diese gemeine Demütigung nicht, Mama. So lange wir noch in Tannen grün bleiben, verkehren wir im Stantorhause.“

Frau Hildebrand blickt überrascht auf Dora. Dann nickt sie ihr lächelnd zu und sagt: „Ganz recht, Kind! Ihr seid ja freie Menschen! Euch hat niemand etwas zu befehlen!“

## II.

Selmut hat seine sauber gepunkte Nähmaschine mitten auf den Hof geschoben und prüft ihre einzelnen Teile, ob sie der starken Beanspruchung Stand gehalten haben. Befriedigt nickt er mit dem Kopf. Alles ist noch in tadelloser Beschaffenheit. Plötzlich schlägt Haro an, und als Selmut aufsteht, gewahrt er, daß der Oberförster mit seiner Gattin und den Damen Noack vor der Gartenpforte steht. Alle sind so ernst, daß eine Ahnung von dem, was die Herrschaften heute zu ihm führt, in ihm aufsteigt.

Freundlich wie immer leitet er den Besuch nach dem Gartenhause und bittet Platz zu nehmen. Nur die Damen folgen der Aufforderung. Der Oberförster hat es so eilig, die auch ihm unangenehme Sache hinter sich zu bekommen, daß er sofort beginnt: „Lieber Herr Berg, wir, das heißt meine Frau und ich, kommen zu so einer Art Abschiedsvisite. Sie haben sich bei der Wahl stark für Ihre Partei engagiert, was natürlich Ihr gutes Recht ist, eben so natürlich aber nicht verborgen bleibt. Und so hat sich denn auch bereits ein Schuß abgefunden, der mich bei den maßgebenden Herren in der Stadt als für den Wahlanschluß in den Walddörfern mit verantwortlich denunziert hat, weil wir mit Ihnen bisher in freundschaftlichem Verkehr standen. Sie werden begreifen . . .“

„Vollkommen, Herr Oberförster,“ antwortet Selmut ruhig. „Wie die Dinge bei uns im Staat liegen, hatte ich es gar nicht anders erwartet. Wir stecken eben noch bis über die Ohren im Absolutismus und der weiß von Menschenrecht und Menschenwürde nichts. Im allgemeinen etwas zurückgedrängt, hält er, soweit die Stellung der Staatsbeamten in Frage kommt, desto zäher an der alten halbasiatischen Tradition fest, nach der die Beamten nicht Angestellte des Volkes und freie Bürger, sondern nur Knechte der jeweils herrschenden Clique sind.“

„Seien Sie uns aber deshalb nicht böse, Herr Berg,“ sagt Frau Hildebrand mit bewegter Stimme, „denn wir sind dabei ja nach allen Seiten hin die Leidtragenden. -- Und mein schönes elektrisches Licht, das verliere ich wohl auch?“

Selmut zuckt die Achseln. „Ich weiß ja nicht, was Sie planen, Frau Oberförster. Wenn es auf mich ankommt, brauchen Sie es nicht zu ver-

lieren. Wir behandeln dann die Sache von jetzt ab rein geschäftlich. Ich bringe bei Ihnen einen Elektrizitätszähler an, und Sie zahlen im Jahre eine beliebige Summe, die ich der Armenkasse überweise.“

„Ach ja,“ antwortet Frau Hildebrand erfreut, „so muß es sich machen lassen. Es wäre mir ja auch schrecklich, wenn ich jetzt, nachdem ich mich an das herrliche Licht gewöhnt habe, wieder zum stinkenden Petroleum zurückkehren müßte. Was meint Du, Alter?“

Doch der Oberförster, der an der Türe des Gartenhauses stehen geblieben war, streckt den Arm in der Richtung nach dem Walde aus und sagt hastig: „Da, da!“

Aus dem Walde kommen vier Gendarmen und stürzen in eiligem Laufe auf das Stantorhaus zu. Sie mußten wohl schon längere Zeit auf der Lauer gelegen und beobachtet haben, daß sich im Gartenhaus Personen befanden. Denn während zwei in den Hofraum eindringen und das Haus besetzen, kommen zwei, darunter der Anführer, zum Gartenhaus, und stellen sich vor dessen Tür auf.

„Im Namen des Gesetzes! Niemand rühre sich von der Stelle!“ schreit der Anführer.

Der Oberförster prallt von der Tür zurück und setzt sich ganz verstört neben seine Frau. Selmut tritt auf den Beamten zu und fragt unwillig: „Was soll das bedeuten? Wer gibt Ihnen das Recht, in mein Besitztum einzudringen, wie wenn es eine Mördergrube wäre? In wessen Auftrag handeln Sie?“

„Das werden Sie gleich hören, wenn der Herr Staatsanwalt kommt,“ schreit der Anführer, den Säbel aus der Scheide reißend, „und jetzt keinen Schritt weiter, sonst . . .“

Die Damen schreien bei dem Anblick der blanken Waffe laut auf. Dora schneilt von ihrem Sitze hoch, sofort bereit, sich zwischen Selmut und dem Beamten zu werfen, wenn dieser sich anschicken sollte, Gebrauch von seiner Waffe zu machen.

Jetzt wird auch Geräusch von der anderen Seite vernehmbar. Aller Augen richten sich nach dem Dorfe, von wo ebenfalls dem Stantorhause ein wunderlicher Aufzug naht.

Voraus zwei Gendarmen im Lauffschritt, hinter ihnen ein elegant gekleideter Herr mit dem Gemeindevorsteher und den beiden Schöffen. Dann ein Gerichtsdiener mit einem requirierten einspännigen Wagen, und zum Schluß ein ständig wachsender Haufen Frauen und Männer, die durch den ganz ungewöhnlichen Vorgang aus den Häusern gelockt wurden.

„Um Gotteswillen, was hat das alles zu bedeuten?“ flüstert die zum Tode erschrockene Frau Oberförster ihrem Manne zu. „Wir werden es wohl noch erfahren,“ antwortet dieser ebenso leise.

Jetzt ist der Zug am Stantorhause angekommen. Die vorausgehenden Gendarmen stoßen mit Heftigkeit die Türe zum Hofraum auf. Der Anführer vor dem Gartenhause winkt den Eintretenden zu, und einen Augenblick später tritt der feingekleidete Herr in das Gartenhaus ein. Als er den Oberförster mit seiner Gesellschaft sieht, läßt er höflich grüßend den Hut. Dann wendet er sich an Selmut. „Sie sind der Eigentümer Berg. Mich kennen Sie bereits, ich bin der Staatsanwalt Neumann. Ich komme zu Ihnen, um eine Haussuchung vorzunehmen.“

„Eine Haussuchung?“ fragt Selmut.

„Natürlich!“ antwortet der Staatsanwalt. Selmut fest ins Auge fassend und jedes Wort scharf hervorstoßend: „Weil Sie der Fabrikation falschen Geldes dringend verdächtig sind!“

Der Oberförster zuckt zusammen, die Damen entfärben sich. Nur Selmut bewahrt seine Fassung. Ruhig antwortet er dem Staatsanwalt:

„Dieser dringende Verdacht wird sich hoffentlich auch auf Tatsachen stützen.“ (Fortsetzung folgt)

## Taubstummblinden-Unterricht.

Von Eugenie Jacobi.

(Schluß.)

Durch Übungen, die den Unterricht im eigentlichen oder engeren Sinne des Wortes einleiten, tastet man dem Kinde zunächst die Befähigung zum Vollführen bestimmter Dinge an. Man veranlaßt es z. B., vom Tisch einen Gegenstand fortzunehmen, und führt es nach dem Ort, wo derselbe aufbewahrt werden soll, oder verfährt in umgekehrter Folge. In ein Stück Wappe hat es Sternchen, Dreiecke usw. einzudrücken, über einen kleinen Kasten einen größeren zu stülpen usw. Schwer ist ihm die Wechselbeziehung zwischen dem Ding und dessen Benennung darzulegen. Angebahnt wird das Verständnis dafür, indem man es zwei Gegenstände — ein Spielzeug und sonst etwas Naheliegendes — betasten läßt und ihm dabei die Benennung für jeden im Fingeralphabet in die Hand schreibt. Dann muß es beide vor sich auf den Tisch legen und hierauf, je nach dem Wort, das ihm in die Hand geschrieben wird und das es weiterhin dem Lehrer oder der Lehrerin in die Hand zu schreiben hat, den einen oder anderen ergreifen. Ist dies genügend geübt, so nähert man ihm andere Gegenstände in gleicher Weise an, und bald verlangt es nun selbst nach einem Mehr. Es erfährt auf solchem Wege die Zusammengehörigkeit zwischen Worten und dem Wesen und lebt sich zugleich in den Gebrauch des Fingeralphabets ein. Beim Beginn des Artikulationsunterrichts ist ihm daselbe dann nicht mehr ganz fremd. Was bisher hauptsächlich im Zusammenhang und als Ganzes gehandhabt wurde, erfährt nun eine Zerlegung in einzelne Teile, eine gewissermaßen „spezialisierte“ Verwertung.

Die Notwendigkeit, an taubstumme blinde Kinder alles durch körperliche Berührung heranzubringen zu müssen, bedingt es, daß dieselben nicht durch Klassen-, sondern nur durch Einzelunterricht gefördert werden können. Niemand vermag eben gleichzeitig an mehreren Stellen zu schreiben. Für taubstumme blinde Kinder läßt sich auch nicht wie für blinde, taubstumme, schwachbegabte und schwachsinnige ein allgemeiner Lehrplan aufstellen. Innerhalb ihrer verhältnismäßig kleinen Schar walten zu große Unterschiede ob. Wie man den Blinden Leute mit kaum nennenswertem Sehvermögen, den Taubstummen Personen mit geringem Gehörresten zuzählt, so werden den Vollständig-Taubstummen die Fast-Taubstummen, also die schwerhörigen Blinden und schwachsichtigen Taubstummen beigezeichnet.

Es fragt sich nun, welcher Gruppe das taubstumme blinde Kind angehört, unter welchen Verhältnissen es aufwuchs, wie es mit seiner Begabung bestellt ist, wann der Unterricht einsetzt, welche Mittel hierfür zur Verfügung stehen. Wesentlich ist auch der Umstand, ob es mit

seinem Gebrechen zur Welt kam oder wann es davon befallen wurde. Gesah dies etwa, als es bereits im fünften oder in einem noch späteren Lebensjahr stand, so wird es in seiner nunmehrigen Nacht von dem Erinnern an die Vergangenheit förmlich durchwundert und kann sich dann später nur sehr schwer zum Teil vielleicht auch gar nicht — hiervon losreißen und zu innerer Reife durcharbeiten.

Taubstumme blinde geborene oder in ganz frühem Alter so gewordene Kinder sind dem gegenüber im Vorteil und im allgemeinen bildungsfähiger. Ihnen bleibt das Entwinden mühsam erspart. Sie haben auch die furchterliche Zeit des Ueberganges, die dem Eintreten der Taubstummbblindheit folgt, nicht durchzumachen. Mit diesem Eintreten gerät das Kind in einen

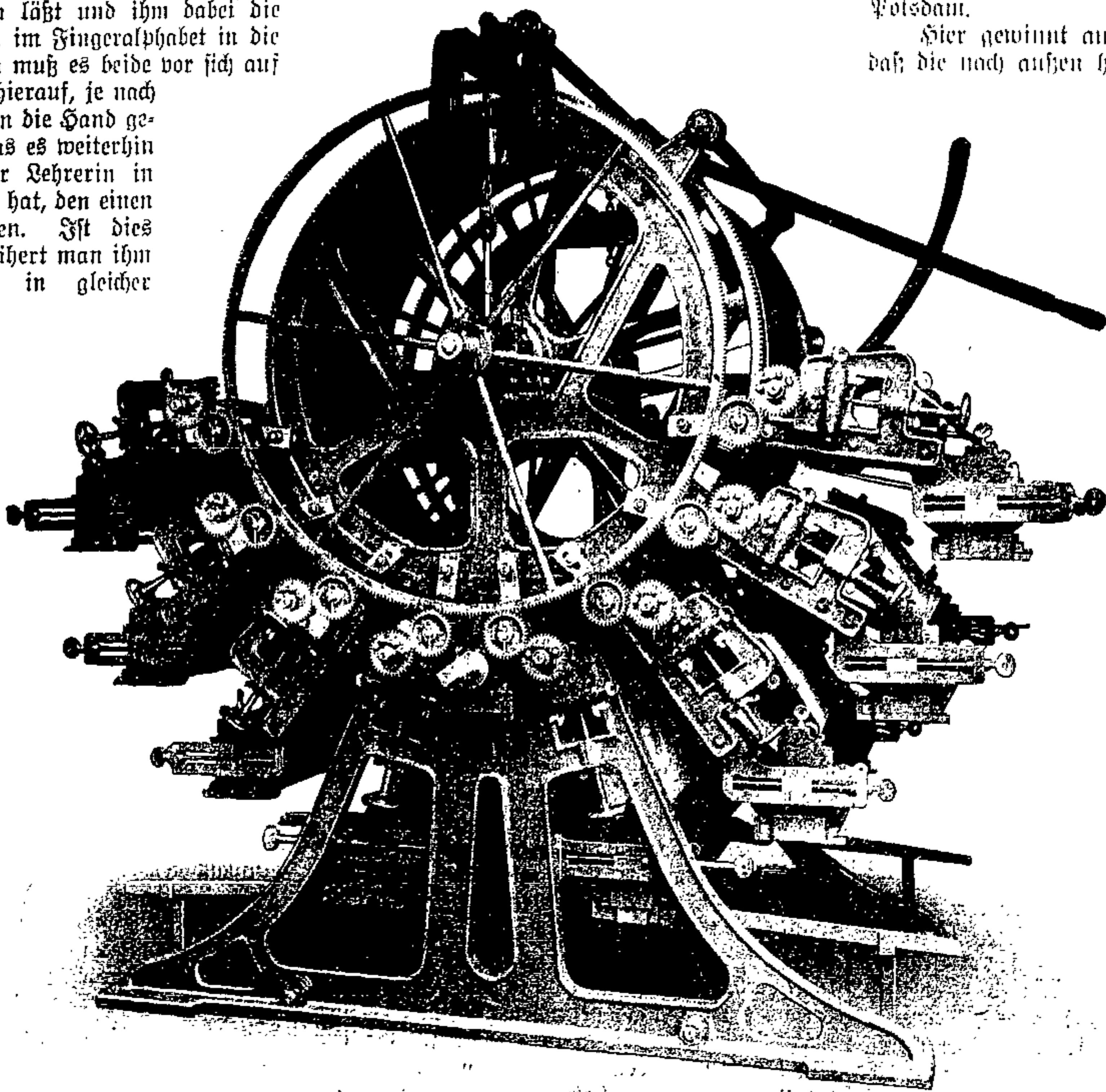
zwar gut gepflegt, nicht aber sachmännisch unterrichtet werden. Als erster Taubstummbblinden-Lehrer wird der Abbé Carton in Brügge genannt. Er unterrichtete die — 1818 in Ostende geborene — taubstumme blinde Anna Temmermann, die in der von ihm geleiteten Taubstummenanstalt Aufnahme gefunden hatte. Die Unterbringung in einer solchen oder in einer Blindenanstalt, wie sie weiterhin wiederholt erfolgt ist, wäre aber eben nur ein Notbehelf. Das taubstumme blinde Kind bildet in der einen wie in der anderen doch eine Abteilung für sich, und es fehlt ihm überdies der Verkehr mit Unglücksgegnen der eigenen Art. Besondere Anstalten für Taubstumme blinde gibt's erst ganz vereinzelt. Eine, deren Gründung Taubstummenlehrer Niemann in Berlin bewirkt hat, besteht, durch Schwestern aus dem nahen Oberlin-Hause geleitet, seit dem 2. Juli 1906 in Nowawes bei Potsdam.

Hier gewinnt auch der Laie den Eindruck, daß die nach außen hin so große Abgeschlossen-

heit der Taubstummbblinden die Entfaltung ihres Innenlebens nicht notgedrungen hindern müsse, sondern sie in gewissen Fällen und unter gewissen Bedingungen gerade fördernd beeinflussen könne. Diese Kinder in Nowawes waren im Durchschnitt wohl nur mäßig begabt; zu ihrer Ausbildung stehen keine großen Mittel zur Verfügung. Sie gaben aber innerhalb ihres doch verhältnismäßig engen Anschauungsfreies so vielfach Beweise geistiger Regsamkeit, daß man seine Freude daran hatte. Ihre Worte bezogen sich nicht etwa bloß auf Gegenstände des Unterrichts, wobei vielleicht an so etwas wie auswendig gelernt sein, Behaltenhaben zu denken gewesen wäre. Nein, sie gingen auch selbständig fragend, mit eifrigem Interesse auf die kleinen Vorgänge des Augen-

blicks ein. Ihnen war gesagt worden, daß ein Gast in der Anstalt weilt. Sie wollten nun wissen, ob derselbe den Hut abgenommen oder aufbehalten hat, ob er mit der Eisenbahn nach Berlin zurückfährt usw. Ein Junge, an dessen Hand sich eine Warze befand, fragte, ob der Gast auch eine Warze hat, und als man ihn veranlaßt hatte, sein Alter anzugeben, erkundigte er sich nach dem Alter des Gastes. Eine erwachsene Taubstumme blinde schaffte an einer blendend weißen Strickarbeit in hübscher, nach eigener Eingebung gemachten Musterung. Wer das nicht selbst beobachtet hat, sondern nur die fertige Arbeit sieht, bezweifelt es leicht, daß eine Taubstumme blinde die Urheberin ist.

Die Anstalt in Nowawes beherbergt außer einigen sonstigen, hier vielleicht nur vorübergehend aufgenommenen Unglücklichen Vollständig- und Fast-Taubstumme blinde und gliedert sich in eine Abteilung für schulpflichtige Mädchen und Knaben und eine für Erwachsene. Ihre Be-



Farbendruckmaschine für Leinwanddruck (8 Farben).

Zustand völliger Haltlosigkeit und des Selbstverlorenseins hinein. Bisherige Stützen und Formen des Lebens wurden ihm zertrümmert, und die neuen müssen sich erst heranzubilden und festigen. Oft vergehen aber Jahre, ehe dies geschieht, ehe also der Tastsinn in die leitende Stellung einrückt. Das von so furchtbarem Unglück befallene Kind hat vielleicht auch nie gleich anfangs eine Umgebung, die es richtig zu behandeln versteht.

Im allgemeinen wird für Taubstumme blinde nur eine recht elementare Bildung in Frage kommen. Das liegt wohl weniger an ihrer Befähigung, innerlich etwas zu verarbeiten, als vielmehr an der Schwierigkeit, Dinge der Außenwelt an sie heranzubringen.

Vor dem dritten Zehntel des 19. Jahrhunderts verlautet nichts darüber, daß taubstumme blinde Kinder einen Unterricht erhielten, und noch heute befinden sich so manche dieser unglücklichen Geschöpfe in Anstalten, wo sie

gründer arbeiten darauf hin, sie zu einem großen „Deutschen Taubstummblinden-Verein“ auszugestalten. Neben Taubstummblinde nach dem Abschluß des Unterrichts wiederum in einer Anstalt, die sich auf den geistigen Verkehr mit ihnen nicht versteht, so gehen sie von neuem der Gefahr einer Verblödung entgegen. Dem ist nur durch ihre dauernde Unterbringung in einer eigens für sie eingerichteten Anstalt abzuwehren. Ueber derartige Erfahrungen wird auch aus Schweden berichtet. Dort hat Frau Direktor Nordin in Venersborg, eine eifrige Bahnbrecherin des Taubstummblinden-Unterrichts, ihrer Schule für taubstummblinde Kinder nun ein Heim für Taubstummblinde angegliedert.

Deflers werden Taubstummblinde, gleichsam in gekürzter Fassung, als „Taubblinde“ bezeichnet. Dies geschieht wohl im Gedanken an die enge Verknüpfung zwischen dem Verlust des Gehörs und dem der Sprache. Es gibt aber auch wirkliche Taubblinde, Personen also, die des Gesichtes und des Gehörs, nicht aber der Sprache beraubt sind. Bei Blinden, die nach dem 16. Lebensjahr erblinden, läßt der Verlust des Gehörs das Sprachvermögen unangetastet. Groß scheint die Zahl der eigentlichen Taubblinden nicht zu sein. Für das ganze hier in Frage kommende Gebiet fehlt's aber noch an einer eingehenden Statistik. Aus Angaben in Meins „Encyclopädischem Handbuch der Pädagogik“ geht hervor, daß von Taubstummblinden nur etwas mehr als der dritte Teil mit dem Gebrechen zur Welt gekommen ist. Diese Taubstummblind-

Geborenen werden zum dritten Teil aber außerdem auch als geisteskrank zur Welt gekommen bezeichnet. Bei den Taubstummblind-Geborenen fällt der Eintritt des Gebrechens hauptsächlich in die Zeit mehr oder minder früher Kinderjahre. Scharlach, Blattern, Gehirnhautentzündung, Genickstarre werden als Ursache angeführt, und an der einen und anderen Stelle ist auch bloß von einer schweren Erkrankung die Rede. Von manchen Kindern heißt es ausdrücklich, daß sie ursprünglich ganz normal gewesen sind. Ueber einen im vierten Jahre erblindeten und einige Jahre später erblinden Knaben wird berichtet, daß er unter kümmerlichen Verhältnissen aufwuchs und daß seine Eltern an der Schwindsucht starben; über einen taubstumm geborenen und im fünften Jahre erblindeten, daß sein Leiden auf erblicher Syphilis beruht.

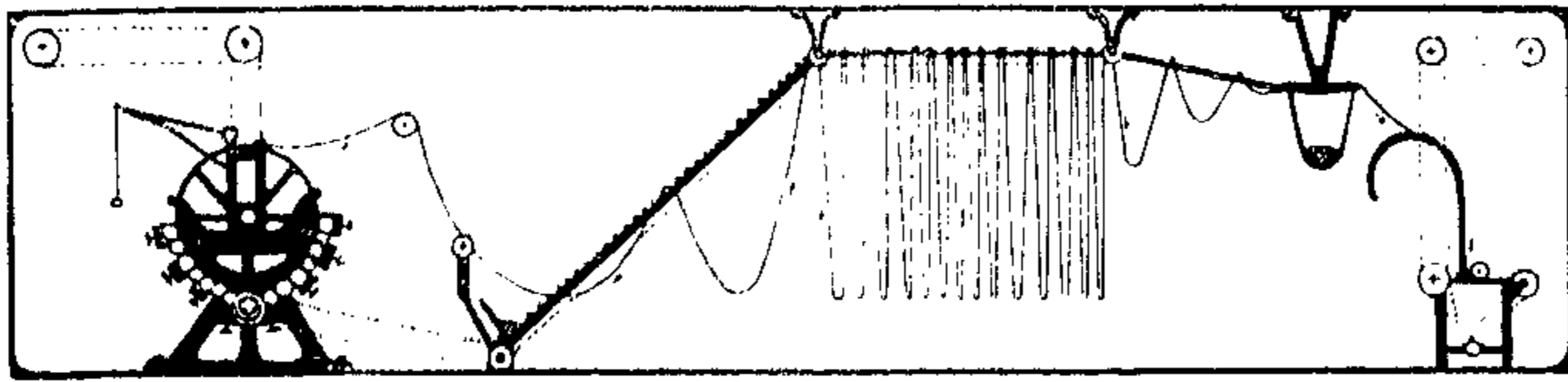
Wiederholt hat, wie erwiesen, die Taubstummheit den Anfang gemacht und die Blindheit sich dann hinzugesellt, während der umgekehrte Fall weniger oft verzeichnet steht. Bei zwei taubstummen Kindern trat die Erblindung infolge äußerer Verletzungen ein.

## Die Tapete.

Von Hugo Hillig.

(Schluß)

Die Tapetendruckmaschinen von heute haben sich natürlich auch wieder spezialisiert. Man hat Grundiermaschinen, die die besseren Tapeten vorarbeiten, indem sie das Papier in seiner ganzen Breite mit einer Grundfarbe überziehen.



Der Herstellungsprozess der Tapete von der Druckmaschine über die Trockenvorrichtung bis zum Rollenapparat.

Der Auftrag der Grundierfarbe geschieht ebenfalls mit Walzen, aber gleich hinterher wird, ganz wie bei der alten Handarbeit, der noch nasse Farbauftrag durch anliegende und mechanisch hin und her bewegte Bürsten gleichmäßig verrieben. Wenn das grundierte Papier die Trockenvorrichtung passiert hat, die manchmal auch in der Form eines geheizten Zylinders in der Grundiermaschine selbst angebracht ist, so erfolgt der Aufdruck des Musters in der eigentlichen Druck-

also die Farbe des Papiers als Untergrund mit. Die wichtigsten und teuersten Teile einer Tapetendruckmaschine sind die Walzen, die selbst bei einer billigen Tapete schon ein Kapital ausmachen. Sie sind aus Weichbaumholz, auf dem früher die nichtdruckenden Vertiefungen ausgehoben wurden. Seit langer Zeit aber werden die Ornamente in ganz anderer Weise hergestellt: aus Messingband und auch aus Messingröhren.

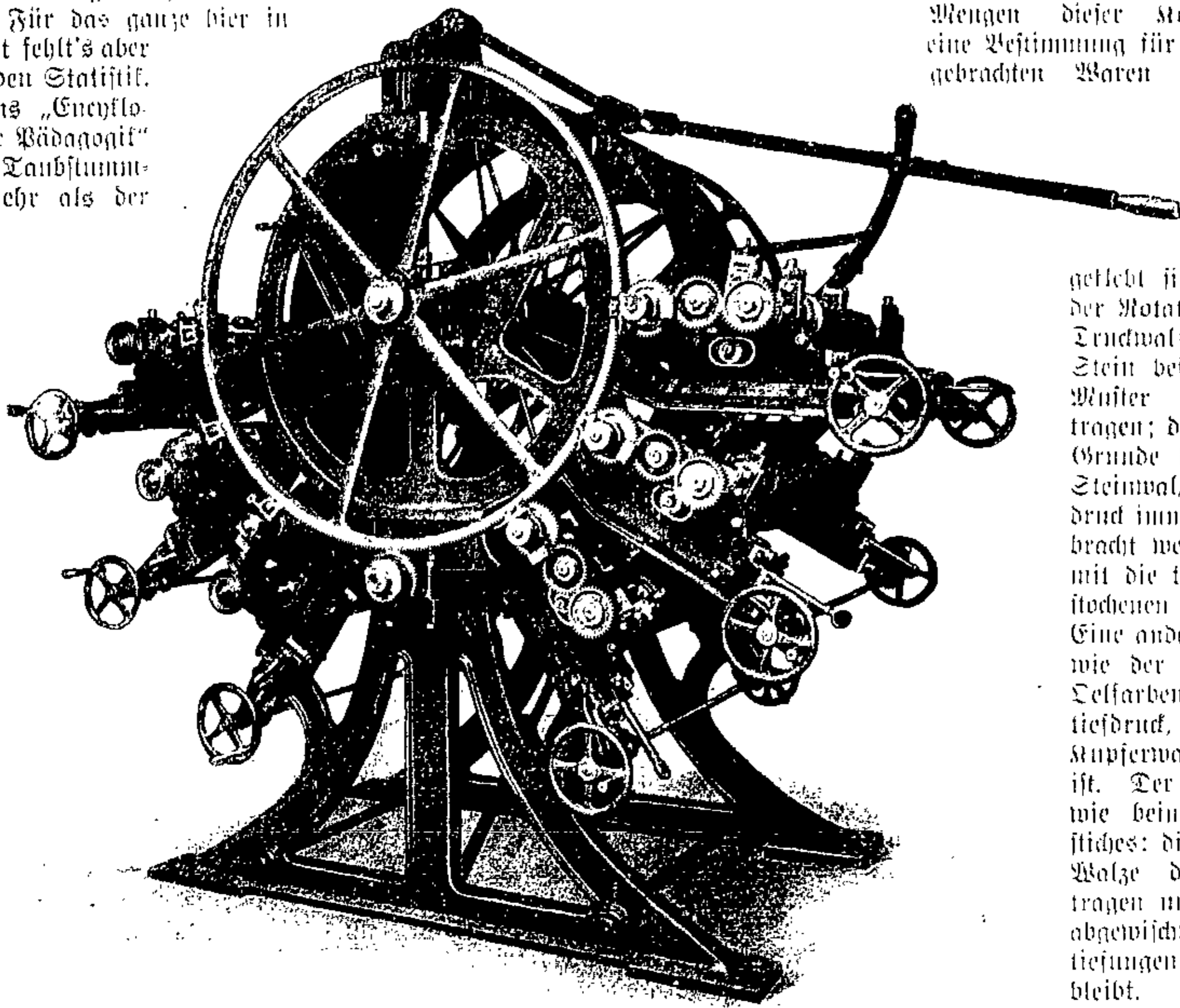
Aus Messingdraht werden die Konturen der Ornamente in der Art gemacht, daß man diese Messingstücke, die vorher genau geformt und zusammengepaßt werden, auf den vorgezeichneten Konturen in das Holz einschlägt. Die Zwischenräume dieser Konturen, wenn nicht nur Konturen

gedruckt werden sollen, werden mit feinem Zill ausgefüllt. Das ist die Arbeit der Formenstecher und die Walzen dieser Art sind für Leinwanddruck geeignet.

Daneben gibt es nun aber auch noch in Kupfer und Bronze gravierte Walzen, die für Lackfarbendruck bestimmt sind; auch Gummivalzen werden verwendet, um z. B. die billigen Kofferpapiere, mit denen die ordinären Koffer ausgeklebt sind und die wie Trell aussehen, herzustellen. Südamerika braucht große Mengen dieser Kofferpapiere, weil dort eine Bestimmung für alle in Reisegepäck untergebrachten Waren die Frachtkasse auf der Eisenbahn ermöglicht; nun werden alle Waren in Kisten verpackt, die wie Koffer mit diesem Kofferpapier ausgeklebt sind!

Eine neuere Art ist der Rotationssteindruck, bei der die Druckwalze aus lithographischem Stein besteht; auf diese wird das Muster mittels Runddrucks aufgetragen; das Verfahren soll aus dem Grunde billig sein, weil auf die Steinwalze durch den einfachen Umdruck immer wieder neue Muster gebracht werden können und weil so mit die teuren gravierten oder gestochenen Walzen überflüssig sind. Eine andere Art des Tapetendrucks, wie der Steindruck auch nur für Lackfarben geeignet, ist der Kupferstiefdruck, bei dem das Muster in Kupferwalzen vertieft eingraviert ist. Der Druck geschieht genau so, wie beim Drucken eines Kupferstiches: die Druckfarbe wird auf die Walze durch Farbwalzen aufgetragen und gleich hinterher wieder abgewischt, so daß nur in den Vertiefungen die Druckfarbe zurückbleibt. Diese zurückgebliebene Druckfarbe überträgt sich nun auf das Papier und es gelingt so, mittels einer Druckfarbe ver-

schiedene Töne herauszubringen; durch engere oder weitere Punktierung oder Schraffierung erscheinen die gedruckten Stellen in verschiedenen Schattierungen, was bei Leinwanddruck schwer zu erreichen ist. Das Verfahren läuft auf eine Ersparnis hinaus, weil auch bessere Tapeten, statt mit 3 bis 4 Farben mit einer Farbe ein gutes volles Aussehen bekommen. Auch beim Stattendruck wird dieses Verfahren angewandt. Die Walzenherstellung ist gleichfalls billiger, weil das Muster in einer Einheit auf der Druckwalze vervielfältigt wird. Es wird zunächst eine kleine Walze von 10 bis 15 Zentimeter Länge und 6 bis 7 Zentimeter im



Tapetendruckmaschinen für Lackfarbendruck (6 Farben).

maschine, die so gebaut ist, daß an dem Zylinder viele Farbwalzen angebracht werden können. Jede Farbwalze hat ein System von Walzen, die über ein Farbtuch ihm die Druckfarbe zuführen; das Farbtuch selbst läuft durch einen Farbkasten, in den die fertigmischte Druckfarbe eingeossen wird.

Es werden heute nur noch wenig Tapeten grundiert; die meisten werden auf Papier gedruckt, das schon in der Papierfabrik aus gefärbter Papiermasse hergestellt wurde und nun in Rollen von vielen tausend Metern in ganz festgerolltem Zustande von der Tapetenfabrik bezogen wird. Bei diesen Tapeten wirkt

Durchmesser gemacht in der Art, daß der Gravure das aus Punkten und Strichen bestehende Muster mit spitzen Dornen in diese Walze aus ungehärtetem Stahl einschlägt. Diese kleine Walze heißt die Molette; sie wird nun, nachdem sie gehärtet, in der Meleiermaschine eingespant; hier preßt sie unter ungeheurem Druck ihr vertieft liegendes Muster auf eine große Walze, die schon die Tapetenbreite hat. Diese große Walze wird wieder gehärtet und überträgt nun das auf ihr erhöht liegende Muster im Molettierstuhl auf die weiche Kupferwalze, die zum Druck bestimmt ist und die dann das Muster wieder in vertieften Strichen und Punkten enthält. Von den Walzenystemen sind noch zu nennen die Gouffrierwalzen, die dem Tapetenpapier eine leichte stoffähnliche Prägung geben und die ebenfalls zum Teil molettirt sind, sonst aber mit der Hand graviert werden. Eine ähnliche Art sind die Hochprägewalzen, die die Tapeten lederähnlich mit erhabener Ornamentation versehen und die dann bis zu den Walzen für die Linfrustfabrikation sich entwickelt haben.

Wenn die gedruckte Tapete aus der Druckmaschine kommt, wird sie von maschinellen Vorrichtungen von 4 zu 4 Meter gefaßt und aufgehängt. In demselben Tempo, wie die neu gedruckte Tapete zugeführt wird, wandert die aufgehängte Tapete weiter, entweder in einen anderen Raum, wo sie trocken ankommt, oder sie wird im Bogen herumgeführt, so daß sie neben der Druckmaschine wieder anlangt und da in getrocknetem Zustande auf Rollen gewickelt wird, die dann in den Raum gebracht werden, wo die Tapete in Rollenlängen aufgeteilt und aufgewickelt wird. Auch das geschieht so mechanisch, daß weiter nichts nötig ist, als die fertig gewickelten Tapetenrollen abzunehmen und die Maschine zu kontrollieren.

Die Leimfarbentapeten haben diese Trockenvorrichtung nötig, weil sie nicht so schnell trocknen wie die Oelfarbtapeten. Die Leimfarben zum Tapetendruck werden mit Pflanzenleim gebunden; sie müssen eine ganz bestimmte Beschaffenheit haben, um druckfähig zu sein. Die Oelfarben trocknen fast augenblicklich, ihr Bindemittel ist Naphtha, eine Art Petroleum. Die Oelfarbtapeten werden auf ein anderes, dichteres Papier gedruckt als die Leimfarbentapeten. Unsere Abbildungen — die beiden größeren Bilder sind Reproduktionen nach Maschinen der Fabrik Julius Fischer in Nordhausen — illustrieren einige Vorrichtungen der Tapetenherstellung in modernen Betrieben.

Es existieren heute natürlich noch eine ganze Reihe von einzelnen Tapetenarten, Tapeten, die mit Samtstaub, Scherwolle oder Holzmehl in der ganzen Fläche oder im Muster versehen sind, Tapeten, die satiniert oder moiriert sind, Tapeten mit echtem Gold- und Silberprägedruck, Tapeten, die aus feinem Kesselgewebe bestehen und die ganz mit Bronzepulver überzogen sind und bei denen das Muster schließlich nicht durch Farbaufdruck, sondern durch Prägung mittels erhitzter Stahlwalzen gegeben wird usw. Schließlich seien auch noch die Tapeten auf Zinkblech erwähnt. Die Linfrustfabrikation, ein Ableger der Linoleumindustrie, hat sich auch ganz an die Tapetenfabrikation angegliedert; hier wird eine plastische Masse aus Linoleum (oxydiertem Leinöl), Holzmehl, Farbstoff und Paraffin mit gravierten erhitzten Stahlwalzen auf ein starkes Papier aufgepreßt und dann gefärbt; das Färben, Beizen, Wachsen, Lackieren und Vergolden der Linfrusta ist noch Handarbeit.

Man schätzt die Gesamtproduktion an Tapeten in Deutschland auf über hundert Millionen Rollen jährlich, die einen Gesamtwert von 30 Millionen Mark haben werden. Etwa 3½ Millionen Mark sollen davon heute noch auf Sanddrucktapeten entfallen. Deutschland

exportiert natürlich auch Tapeten und das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich hat sich gegen früher verschoben. Brand teilte in der „Tapetenzeitung“ eine Zusammenstellung mit, die sich auf 1904 bezog und die sich auch heute noch nicht sehr geändert haben wird; danach betrug der Export deutscher Tapeten nach dem Auslande 103 016 Doppelzentner, wovon 21 620 nach den Niederlanden, 15 386 nach Frankreich, 12 637 nach Belgien und 11 654 nach England gingen. Die Tapeteneinfuhr nach Deutschland betrug 3382 Doppelzentner, und davon stammten 2079 aus Frankreich und 673 aus England. Brand meint, man dürfe daraus aber nicht eine Schmeichelei für die deutsche Tapetenindustrie entnehmen, weil Deutschland namentlich durch seine billigen — und schlechten Tapeten das Ausland erobere.

Man muß jedoch bedenken, daß auch in Frankreich und England das breite Bedürfnis nicht mehr sich vom guten Geschmack leiten läßt als in Deutschland. In den südlichen Ländern kann man sogar sagen, daß hier der breite Geschmack noch weit unter dem steht, was wir in Deutschland als den Allgemeingeschmack bezeichnen. Und wenn die deutsche Tapetenindustrie dorthin liefern will, so muß sie sich diesem Geschmack anpassen. In Italien kann das geringste, bunteste, schreiendste Tapetenmuster Absatz finden. Ähnlich steht es mit den Balkanländern, von Ungarn bis hinter nach der Türkei, nach den Mittelmeerinseln und Persien und Aegypten; auch hier werden grelle, schreiende Farben verlangt, und das Muster muß recht kraus und wirr sein, wenn die Tapete Absatz finden soll.

Was wir hier finden, ist für Deutschland fast überwunden, und doch war es auch einmal die Mode des Tages. Was die Italiener lieben, den unglaublichen Ungeschmack, ein oder zwei Landschaftsmotive oder Genreszenen auf der Tapete, wie es nicht anders sein kann, sich immer und immer wiederholen zu lassen, das war auch einmal die Mode, nach der Tapeten für die höchsten Ansprüche geschaffen wurden. In der Mitte des 19. Jahrhunderts kamen solche Tapeten auf, die, zusammengesetzt, ähnlich wie die Gobelins, ganze große Landschaften und bildliche Kompositionen zeigten. Eine solche, die Jagd im Walde, kostete in der Herstellung 40 000 Frank, und es waren dazu etwa 4000 Druckformen nötig. Wenngleich hier das Prinzip der Tapete, wie es sich bis zu jener Zeit schon entwickelt hatte, überspannt wurde, so war doch die Tapete ein neben den anderen Dekorations- und Wandbekleidungsmaterialien ebenbürtiges Material. Und die Verarbeitung der Tapete war damals noch nicht das hastende, schlechtbezahlte Geschäft, wie es heute die Arbeit des Tapetenanklebens ist.

W. S. Kiehl erzählt darüber aus jener Zeit eine lustige Kölner Schurre: „... Denn die reichen Kölner ... sind Leute, die's lang hängen lassen, wenn sie's lang haben, und nirgends bekam der Gesell und Lehrlinge ein so fahrlässig-trinkendes Trinkgeld als bei den Kölner Prälaten und Domherren. Da ging es dann hoch her unter dem jungen Handwerksvolk ... Wenn die Maurer damals den Grundstein eines Hauses legten und herkömmlicherweise eine Flasche Wein einmauern sollten, dann tranken die Gesellen flugs den Wein weg und mauerten die leere Flasche ein für künftige Geschlechter. Die neuen französischen Papiertapeten kamen eben in Mode in den reichen Häusern von Köln, und das Aufkleben derselben ward von den Tapezierern für ein besonderes Kunststück und Geheimnis angegeben, und die Gesellen verlangten für jedes Zimmer fünf bis sechs Maß Wein, um ihn unter den Kleister zu mischen, der nach einem geheimen Rezept zusammengesetzt wurde. Dann kamen wir Bauhandwerker alle zusammen bei den Tapezierergehilfen und

trauken den Wein, indes der Kleister das nötige Wasser trank. O wie ist es verflücht und verbärtet, das glutflüssige, funkenprühende Erz meiner lustigen Jugendzeit! Nicht schrieb das am Anfange des 19. Jahrhunderts, und wir haben gesehen, daß sich seitdem auch in bezug auf die französische Papiertapete in den reichen Häusern manches verändert hat. Seitdem ist die Tapete Massenartikel geworden. Die großindustrielle Entwicklung der Tapetenherstellung gewährt die Möglichkeit, daß auch der kleine Mann eine Tapete kaufen kann, die, allerdings in besserem Material, vor 50 Jahren nur der Reiche kaufen konnte, und auch der Arbeiter kann heute — ob es gut und richtig ist oder nicht, bleibe dahingestellt — die Wände seines Heimes ohne große Anstrengung so auskleiden, wie vor 150 und 200 Jahren nicht einmal reiche Leute es tun konnten, ohne einem besonderen Luxus zu frönen.

Aber die Sache hat auch noch ein anderes Gesicht. Während die Tapete in dieser Weise Massenartikel geworden ist, zeigt die Tapetenfabrikation wie keine andere Industrie, daß die ihr innewohnenden kapitalistischen Prinzipien der Reim zu ihrer eigenen Zerstörung sind. Die deutsche Tapetenindustrie stand vor ein paar Jahren hart am Rande des Zusammenbruchs. Durch eine Fusionierung der Betriebe zu einer Tapetenindustrie-Aktiengesellschaft hat man den Zusammenbruch aufhalten oder abwenden wollen. Es wird jetzt klar, daß auch das nicht einmal mehr zu helfen vermag.

#### Aus Seumes Schriften.

Der jetzige Zustand Deutschlands ist das Produkt der Privilegien, des Klassenwesens und des Stochsystems, das Werk unserer Fürsten und Edelleute. Die Ursachen werden nicht gehoben, also werden die Wirkungen bleiben.

## Im Kampf um Arbeit.

Skizze von Wilhelm Scharrelmann.

(Schluß.)

Carl blieb stehen und wartete. Er wartete eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, zwei Stunden. . . .

Als der Gefuchte dann am späten Abend noch nicht zurückgekommen war, flog in ihm der Gedanke auf, daß er elend betrogen sein könne.

Er wehrte sich gegen den Gedanken, so lange er konnte. Wenn es irgendein Unbekanntes gewesen wäre! Aber Wilhelm Gutschaid, ein Jugendfreund von ihm, der ihm hier in der Fremde von einem gütigen Geschick in den Weg geführt worden war! Nein, das konnte nicht sein, das war unmöglich! Dieser Wilhelm, der ihm so freundlich entgegengekommen war, für den er einst als Junge eine Tracht Prügel auf sich genommen hatte, als Wilhelm beim Spiel eine Fensterscheibe zertrümmert hatte und sie sich das Versprechen gegeben hatten, den Täter nicht zu verraten, der sollte ihn hier ohne weiteres verlassen und seinen Koffer mit sich genommen haben, seinen Koffer, der doch weiter nichts enthielt als ein wenig schmutzige Leibwäsche und die Kette von seiner Mutter? Ja, die Kette: sie hätte ihn jetzt noch einige Tage über Wasser halten können.

Aber er hatte ihm doch das Versprechen gegeben, nicht vom Platze zu weichen? Sonderbar war es, das war nicht zu leugnen! . . .

Nachdem er drei Stunden gewartet hatte, zum Umfallen müde und hungrig geworden war, schlich er sich wie ein geprügelter Hund scheu davon. Ein grimmiges, spöttisches Lachen verzerrte seinen Mund.

Beraubt und betrogen! Der letzte Habe beraubt! Auf die plumpte Weise von einem

Jugendfreund, für den er die Hand ins Feuer gelegt hätte, betrogen!

Es war ihm, als wenn ihm jemand das Herz aus der Brust gerissen hätte. . . Ein wirrender Schmerz faß ihm im Halse, ein Schmerz, der ihm die Kehle zusammenpresste, daß ihm die Tränen in die Augen zu steigen begannen.

Wirklich, New York mußte fürchterlich sein! Es verfuhr nicht allein mit ihm grausam und unerbittlich. Hier war niemand, der nicht langsam zur Bestie wurde, niemand gab es hier mehr, der das Leben seines Nächsten geachtet hätte, der jemand beistehen konnte, in unaemüßiger Liebe!

Die Gier nach dem Besitz, die hier Millionen von Menschen zusammengeführt hatte, machte eben so viele arm und brotlos, grausam wie Tiere und verschlagener und hinterlistiger als sie. Sein letztes Hab und Gut zu stehlen und ihn einfach auf der Straße stehen zu lassen! Wachte er sehen, wie er fertig wurde!

Er taumelte die Straße hinab. Was bloß noch aus ihm werden sollte!

Oh, wenn er diesen Vurschen wiedertraf, diesen gemeinen Verräter, der ihn mit allen Zeichen der Freundschaft begrüßt und ihn nun betrogen und bestohlen, ihn dem Untergang überlassen hatte aus elender Habgier.

Ja, blieb denn etwas anderes, als gleiches mit gleichem zu vergelten? Mußte man hier nicht zum Verbrecher werden?

Es schauderte ihm vor den Gedanken, die ihn zu überfallen begannen. Er taumelte vor Schwäche wie ein Betrunkener.

Essen mußte er! Essen! Ein brennender Hunger wühlte in seinen Eingeweiden.

Wenn er dort in den Verkaufsladen ging und der Frau einfach die verlangten Brötchen aus der Hand riß und dann davon eilte! Er blieb einige Augenblicke stehen und überlegte.

Die Tür würde er nur hinter sich anlehnen, damit er sie, wenn er davon eilte, mit einem einzigen Drucke aufstoßen könne und im Gemüß der Straße würde er schnell verschwinden können. . .

Und dann konnte er sich plötzlich doch nicht dazu entschließen und taumelte weiter.

Es wurde allmählich stiller auf den Straßen oder ob u. r. das Viertel einsamer und stiller war, in das er hineingeriet?

Er wußte nicht, wo er sich befand. Es war ihm auch gleichgültig.

Die Straßen wurden immer düsterer und schmutziger, wie er es auf seinen Streifereien nach Arbeit in diesem entsetzlichen Häusermeer noch nie gesehen zu haben glaubte.

Heiß und schwül stand die Luft zwischen den Häusern. Man spürte hier auch nicht den geringsten Hauch eines Windes.

Plötzlich stieß ihn jemand an. Er wußte selbst nicht, hatte er in seinem taumelnden Gange jemand wider Willen angerempelt, oder hatte man ihn absichtlich einen Stoß versetzt? Er geriet ins Schwanken und stürzte, matt und kraftlos in allen Knochen, nach einigen taumelnden Schritten, bei denen er mit den Händen in die Luft griff, um irgendeinen Halt zu erlangen, mit einem dumpfen Schlage zu Boden.

Als er wieder zur Besinnung kam, fühlte er, wie sich jemand über ihn beugte und ihm ins Gesicht sah.

Es war so finster, daß er nicht gleich erkennen konnte, wer da bei ihm kniete.

Dann hörte er an der Stimme, daß es ein Weib sein müsse. Jemand sprach mit heller Stimme in englischer Sprache auf ihn ein. Er verstand davon kein Wort und wäre am liebsten liegen geblieben, so schwach fühlte er sich, so gleichgültig war ihm auch alles, was um ihn her vorging.

Nach einigen Augenblicken aber erhob er sich und wankte weiter, ohne die zu beachten, die zu ihm gesprochen hatte. Der Schmutz der Straße hatte sein Kleid besudelt und er machte einige instinktive Bewegungen, den Staub von seinen Kleidern wieder abzuklopfen.

Einige Passanten waren stehen geblieben, die jetzt lachten und weiter gingen. Sie hielten ihn wohl für betrunken.

Dann merkte er, wie ihm das Mädchen nacheilte, ihm den Staub von den Kleidern

klopfen half und immer wieder leise auf ihn einredete.

„Singer habe ich,“ sagte er, „Singer!“ Er machte dabei die Gebärde des Essens und zuckte dann die Achseln. Die Fremde schien ihn zu verstehen.

Sie ging dicht neben ihm, sagte ihm bei der Hand, redete in einem sanften Tone in englischer Sprache auf ihn ein und zog ihn dabei mit sich. Willenlos folgte er ihr.

Der Weg ging durch einige dunkle Gassen, bis zu einem Hause, das ebenso verfallen und trübe aussah, wie die übrigen, die in derselben Reihe standen.

Sie ging voran und ließ ihn in ein Zimmer treten, das nach vorn hinaus an der Straße lag und mit einem Bett und einigen Stühlen und einem Tisch möbliert war.

Es war ihm alles so gleichgültig, er fühlte sich so schwach und willenlos, daß ihm nichts von alledem sonderbar vorkam. Er fand es vielmehr ganz natürlich, daß er nach wenigen Augenblicken auf einem der Stühle am Tische saß, unter der kleinen Lampe, die unter der Decke brannte.

Eine heiße, dumpfe Luft lag im Zimmer, noch stickiger und schwüler wie die da draußen.

Er fühlte es nicht.

Dann trug das Mädchen, für die er bisher kaum ein Auge gehabt hatte, Brot auf, schenkte ihm in einem Glase Porter ein und forderte ihn durch Handbewegungen auf, zu essen.

Er aß nicht, er schlang die Schnitte hinunter und begann dabei seine Pflegerin zu betrachten.

Ohne ein Wort zu sprechen saß sie da und lächelte und sah ihm zu.

Sie war hübsch, aber nicht mehr jung. Die braunen Augen und die schwarzen Haare gaben ihrem Gesichte etwas Fremdes und Eigenes. Ihre Züge waren weif und schlaff, die Augen milde. . .

Und dann begriff er plötzlich, wo er war und wer sie war, die ihn da speiste und tränkte! Die Tränen stürzten ihm in die Augen. Er griff nach den Händen des Mädchens und küßte sie, ehe sie die Hände fortziehen konnte, und weinte dann wie ein Kind in ihren Schoß. . .

## Drei Gedichte.

Von Robert Seidel.

### Mein Jubeljahr.\*

Schon mehr als vierzig Jahre  
Steh' ich fürs Volk im Feld,  
Und juble, daß die Bahre  
Mir noch nicht ward bestellt;  
Daß ich noch fröhlich streiten  
Kann in der jungen Schar:  
Der Freiheit zu bereiten  
Ein großes Jubeljahr.

Oft hat des Schicksals Tücke  
Mich tief gebeugt in Staub,  
Allein ich fiel zum Glücke  
Nicht seiner Wut zum Raub.  
Ich konnt' in schwerem Kriege  
Dem Unglück halten Stand  
Und hab's in hartem Siege  
Voll Wunden übermannt.

Des Glückes feile Dirne  
Gab nie mir das Geleit:  
Sie sah auf meiner Stirne

Des Dulders Dorneschmeid;  
Denn Kämpfer war und Dulder  
Ich all' mein Leben lang,  
Und fühl' mich stets als Schuldner  
Zum Krieg mit Not und Zwang.

Und sollte mich begleiten  
Die Not auch bis zum Tod:  
Ich will doch immer streiten  
Für Freiheit, Recht und Brot.  
Was des Geschickes Härte  
An Glück mir selbst verlag,  
Ich hol's mit Flammenschwerte  
Dem Volk in heil'ger Schlacht.



### Vaterland — Heimatland.

Wo uns Mutterliebe pflegte,  
Wo uns schützte Vaters Hand,  
Wo uns Elternsorge hegte, —  
Da ist unfer Vaterland.

Wo wir leiden, wo wir streiten,  
Wo uns hält der Liebe Band,  
Wo wir Licht und Glück verbreiten,  
Da ist unfer Heimatland.

Vaterland ward uns gegeben  
Durch des Schicksals dunkle Hand,  
Doch durch tatengutes Leben  
Schaffen wir uns Heimatland.

Und wir lieben, was wir schaffen:  
Lieben unfer Heimatland,  
Und wir schützen's mit den Waffen,  
Wie das teure Vaterland.

### Es ist kein Schloß . . .

Es ist kein Schloß so weit und hoch,  
Vor Freiheit fällt's in Trümmer doch.

Es ist kein Tal so tief und fern,  
Ihm leuchtet doch der Freiheit Stern.

Es ist kein Volk so schwach und klein,  
Groß wird's und stark in Freiheit sein.

\* Gelegentlich des Abdrucks dieser Gedichte, besonders des ersten, möchten wir darauf verweisen, daß der Dichter dieser Strophen am 23. d. M. sein 60. Lebensjahr vollendet. Robert Seidel ist lange Jahrzehnte hindurch dem Proletariat ein treuer Vorkämpfer und begeisterter Sänger gewesen; möge es ihm noch lange Jahre vergönnt sein, mit Wort und Lied Kampfesfreude und Begeisterung in die Reihen aller um Freiheit und Menschenwürde Ringenden zu tragen.  
D. Red. d. „N. W.“

**Die Winterruhe in der Pflanzenwelt** ist lehnstwegs so ausgedehnt, wie man vielleicht glauben möchte. Bäume und Sträucher leben einen dem Auge allerdings verborgenen Stoffwechsel. Beim Abschluß der Vegetationsperiode ist der Zellensaft voll von Stärkekörnern. Diese werden jetzt zu Zucker oder zu Fett umgewandelt. Der gleiche Prozeß vollzieht sich auch bei den immergrünen Gewächsen, die noch dazu vielfach an der Meise ihrer Samen arbeiten. Gegen das Frühjahr hin findet der umgekehrte Stoffwechselprozeß statt, dann müssen die Pflanzen Stärke für die in Aussicht stehenden jungen Blättchen bereitstellen. Aber auch sichtbares Leben zeigt sich dem suchenden Auge. Im munter plätschernden Quellbach sprossen Wasserkröte, Bachjungfer, Wasserschnecke und andere. Manche davon lassen sich über Winter als wohlgeschmeckender Salat verzehren. In der Umgegend des Wassers sind zahllose Flechten gleichfalls in Vegetation zu finden. Durch ihren dem Boden angepreßten, meist dachziegelartig angeordneten Körperbau weiß die Flechte die von der Erde ausgehende Wärme vorteilhaft aufzufangen, indem sie zwischen ihrer Körperfläche und dem Erdboden Lufträume bildet, die der Pflanze ständig Wasserdampf liefern. Weiter finden wir viele Moos in Vegetation, manche von ihnen „blühen“ nur im Winter, andere lassen jetzt ihre Moossporenen heranreifen. — Die Blütezeit der bekannten Christrose fällt in die Wintermonate. Sparsam einmal längere Zeit warme Witterung, so hält es nicht schwer, blühende Maßliebchen und andere Kräuter im Blumenstauden zu finden. Haselnuß, Weiden und Seidelbast erblühen nicht selten gleichfalls mitten im Winter. Viele Farne, wie das Engelstau, die Mauerrante und der braunstielige Streifenfarne, stellen ihre Vegetation im Winter nicht ganz ein. Unter der Moderdecke unserer Laubwälder sind viele Pilze emsig an der Arbeit, die zur Verfügung stehenden organischen Stoffe sich nutzbar zu machen. Eigenartige Winterarbeit leisten Pflanzen, die besonders für die Überwinterung eingerichtete Winterprossen erstehen lassen. Um diese Winterprossen an geschützter Stelle unterzubringen, treibt die auf Felsen wachsende Sammiere lange Wanderprossen, die am Gestein umherkriechen, bis eine schützende Felspalte gefunden ist. In diese hinein schiebt der Wanderprossen den Winterprossen, aus dem die Pflanze im Frühjahr neu ersteht. Die Goldnessel läßt im Winter auf den Blättern ihrer kriechenden Sprosse oberseits weiße, unterseits rote Flecke entstehen. Durch die rote Färbung wird die Aufnahme von Wärmestrahlen erleichtert, die durch die Flecke der Oberseite nicht entweichen

können. Auch bei manchen anderen Kräutern, die keine eigentlichen Winterprossen bilden, von denen aber einzelne Triebe durch Zufall dem Boden angepreßt wachsen, bleiben diese über Winter an der Lebensarbeit.  
**Neue Bücher.** Als eine vollständig gehaltene Darstellung aller jener Fragen und Forschungsergebnisse,

wissenschaftlicher Publikationen, die starklich reges Interesse in Arbeiterkreisen finden werden.  
Einen Einblick in das Leben und Treiben des Reichen geben Georg Langsichers Schilderungen und Studien „Im Innersten Großrußlands“ (München, Ernst Reinhardt, Br. 2 Mk.). Langsichers Buch handelt von der üblichen Art der Länderschilderungen, es gibt sich wissenschaftlich und plaudert in anregender und belehrender Weise. Mit einer etwas präventiv zur Schau getragenen Gründlichkeit spielt sich der Verfasser als Sachkenner auf; er hält eine eingreifende Agrarreform für den Mittelpunkt aller sozialen Fragen im russischen Gegenwartstaat. Land und Leute beurteilt der Verfasser nicht nach den Typen der Großstädte, sondern nach dem Leben und Treiben in den Provinzstädten. Manchen wenig bekannte Charakterzüge der Russen werden dabei in das rechte Licht gerückt; u. a. verneint Langsicher entschieden die große Verbreitung der Trunksucht in Rußland. Obwohl der Inhalt des Buches nach manchen Richtungen hin anzufechten ist, so ist die Schrift dennoch als eine fleißige und gründliche Arbeit einzuschätzen.



Die Ruinen des vom Unwetter zerstörten Ortes Cetara (Stalten), unter denen fünfzig Leichen hervorgeholt wurden.

die sich mit der Bewohnbarkeit fremder Weltkörper befassen, präsentiert sich eine Veröffentlichung unseres Mitarbeiters Felix Linke, die sich betitelt: „Ist die Welt bewohnt?“ und bei F. S. W. Diez Nachf. in Stuttgart erschienen ist. Das mit zahlreichen Illustrationen versehene Büchlein (Preis geb. 75 Pf., geb. 1 Mk.) hält sich im wesentlichen an ein Thema, das

Struktur- und Sittenbilder aus dem westlichen Nordafrika gibt Otto C. Artbauers fesselnd geschriebenes Buch: „Kreuz und quer durch Marokko“ (Stuttgart, Strecker & Schröder, Preis geb. 3,80 Mk., geb. 4,80 Mk.). Der Inhalt dieses mit über 150 Abbildungen versehenen Werkes ist die Niederschrift von Erfahrungen und Beobachtungen über Land und Leute, die ein Forscher in zehn-jähriger, emsiger Arbeit niedergeschrieben hat. Doch nicht nur das rein ethnologische Interessante weiß der Autor dem Leser zu zeigen, sondern auch das, was die politische

Gegegenwart des Gegenwarts- und auch aus den Uebergriffen einzelner europäischer Staaten heraus zu erklären. Schon dieser Umstand gibt dem Buche einen aktuellen Anstrich. Dabei ist Artbauer in seinen Schilderungen außerordentlich vielseitig. Er plaudert über die islamitische Religion, über das Leben in den marokkanischen Städten und Dörfern, über die Justiz des Landes, über Sklaverei, Derrwischkeiten u. a. m. Und alles, was er zu erzählen weiß, ist in gefälliger Art vorgetragen. Auch die Vorlagen zu den Illustrationen sind von Artbauer selbst photographisch aufgenommen. Die Welt des Orients erschließt sich dem Abendländer mehr und mehr; das hat nicht nur für die türkischen Länder Geltung, sondern auch für die souveränen mohammedanischen Staaten Nordafrikas; Artbauers Marokkobuch ist ein Beweis hierfür.



Die Parteigenossen geben Peter Knudsen die letzte Ehre. Der Zug überschreitet die Dronning Louise-Brücke in Kopenhagen.

vor Jahren auch in der „Neuen Welt“ in einem größeren Aufsatze behandelt worden ist. Nur sind zur Bearbeitung des erörterten Problems in dem vorliegenden Buche die Erkenntnisse der letzten Jahre hinzugezogen worden, so daß die Abhandlung in manchen Teilen ein wesentlich neues Gesicht trägt. Mit diesem empfehlenswerten Bändchen, von dem auch eine billigere Vereinsausgabe vorgesehen ist, beginnt der Verlag eine Serie populärer natur-

afrika gibt Otto C. Artbauers fesselnd geschriebenes Buch: „Kreuz und quer durch Marokko“ (Stuttgart, Strecker & Schröder, Preis geb. 3,80 Mk., geb. 4,80 Mk.). Der Inhalt dieses mit über 150 Abbildungen versehenen Werkes ist die Niederschrift von Erfahrungen und Beobachtungen über Land und Leute, die ein Forscher in zehn-jähriger, emsiger Arbeit niedergeschrieben hat. Doch nicht nur das rein ethnologische Interessante weiß der Autor dem Leser zu zeigen, sondern auch das, was die politische